

Bischof Dr. Wolfgang Huber
Vorsitzender des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland

**Predigt im Gottesdienst zu 20 Jahre Stiftung Historische Kirchhöfe
und Friedhöfe in Berlin-Brandenburg**

12. Juli 2009

Lukas 5,1-11

I.

„Bürger war nur der, der sowohl Hausstelle wie Kirchenstuhl und Grabstätte sein eigen nennen konnte.“ Mit diesen Worten, liebe Gemeinde, wird uns die Bedeutung einer ebenso bürgerlichen wie christlichen Begräbniskultur in unserer Stadt Berlin in Erinnerung gerufen. Die Parochialkirche, in der wir uns heute zusammenfinden, ist dafür ein herausragendes Beispiel. Ihre ungefähr dreißig Gruftkammern wie der sie ursprünglich umgebende Kirchhof zeigen die große Kraft einer Tradition, der an der Einheit von Kirchengebäude und Begräbnisort gelegen war. Und zwar nicht, weil man einen Totenkult pflegen, sondern weil man angesichts der Endlichkeit menschlichen Lebens die Auferstehung von den Toten verkündigen wollte. „Christ ist erstanden“ – das war die Botschaft, die von dieser Einheit von Kirchengebäude und Begräbnisort ausging, wie gerade die Parochialkirche sie sinnfällig bezeugt.

Die christlichen Gemeinden haben ihre Toten von Anfang an zur letzten Ruhe geleitet und die Bestattung zu den sieben Werken der Barmherzigkeit gezählt. Die Bestattung ist Ausdruck der Liebe und Achtung gegenüber dem verstorbenen Glied der Gemeinde. Sie erinnert

alle, die an ihr teilnehmen, an ihr eigenes Sterben: *Herr, lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen, auf dass wir klug werden.*

Wer über einen Friedhof geht, kann zahlreiche Namen auf den Grabsteinen lesen. In der Taufe wird unser Name zusammen mit dem Namen des dreieinigen Gottes genannt. Unsere Lebensgeschichte wird unter Gottes Geleit gestellt. Seine Barmherzigkeit ist größer und stärker als alle Verfinsterung und Entmenschlichung, die mit der Endlichkeit unseres Lebens verbunden ist. Schon nach biblischer Einsicht ist es eine bittere Folge des Todes, dass Namen vergessen werden: *Ihr Andenken ist vergessen*, so sagt es der Prediger Salomos. Aber die prophetische Zusage ist stärker: *Fürchte dich nicht, ich habe dich erlöst. Ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein.* Eine Begräbniskultur, die den Namen nicht verschweigt, ist ein sichtbares Gleichnis dafür, dass unsere Namen im Himmel geschrieben sind.

II.

Vor zwanzig Jahren wurde die Stiftung Historische Kirchhöfe in Berlin-Brandenburg im Jahre 1989 auf Initiative der Ev. Landeskirche von Berlin Brandenburg sowie der Kirchenkreise und Bezirksverordnetenversammlungen von Schöneberg und Kreuzberg gegründet. Mittlerweile besitzt die Stiftung über zwanzig Mitgliedsinstitutionen, die wiederum mehr als fünfzig historische Friedhöfe verwalten.

Ein Fachbeirat begleitet die Arbeit der Stiftung, die der großen Verantwortung für die historischen Friedhöfe gerecht werden will. Der hohe denkmalpflegerische Wert und die Vielgestaltigkeit der Aufgaben erfordern eine differenzierte Vorgehensweise bei der Sicherung und Restaurierung der Anlagen. Ich möchte dieses Jubiläum sehr gern dazu nutzen, um all denen von Herzen zu danken, die sich der Pflege,

Restaurierung und Nutzung unserer historischen Friedhöfe mit so großem Einsatz, auch vielen Widerständen zum Trotz annehmen. Sie pflegen ein Gut, das geistlich wie weltlich von hohem Gut ist, das Baudenkmale und Gartendenkmale in einmaliger Weise miteinander verbindet, das klangvolle Namen mit heute Unbekannten verbindet und gerade so unserem historischen Gedächtnis aufhilft – und das uns alle mahnt: *Herr, lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen, auf dass wir klug werden.* Die Friedhöfe sind Teil unseres kulturellen Gedächtnisses. Sie sind grüne Oasen in unseren Städten und sie stemmen sich gegen die Totalität von Ökonomie, Wirtschaftlichkeit und Effizienz.

Von einer historischen Grabstätte, die er aufsuchte, hat Theodor Fontane einmal unnachahmlich gesagt: Die „Inscription mit den Daten, die sie begleiten, ist nicht leicht zu entziffern, denn ein alter Ulmenbaum, der zur Seite steht, hat sein Wurzelgeäst derart über den Grabstein hingezogen, dass es aussieht, als läge eine Riesenhand über dem Stein und mühe sich, diesen an seiner Grabesstelle festzuhalten.“ Ich entnehme diesem starken Bild die Verpflichtung, dass wir die Hand achten, der die Grabesstellen festhalten will, und das uns Mögliche zur Lesbarkeit dieser wichtigen Zeugnisse unserer Vergangenheit tun. Und dankbar stelle ich fest, dass das gerade in den letzten zwanzig Jahren an vielen Stellen geschehen ist.

Denn es wäre eine Vertreibung in die Gegenwart, würden wir alle Erinnerungsfäden in die Vergangenheit kappen. Ein Leben nur im gegenwärtigen Augenblick, ohne Mut zur Zukunft und ohne den dankbaren Blick zurück, ein solches Leben können wir nicht führen.

II.

Diese Gedanken zu Tod und Ewigkeit stoßen mit einer biblischen Erzählung zusammen, die zunächst gar nichts Außergewöhnliches,

sondern etwas ganz Alltägliches zum Thema hat: Menschen bei ihrer täglichen Arbeit. Fischer sind es, in unserer Gegend mehr eine Freizeit- als eine Berufstätigkeit. Und wo die Fischerei beruflich betrieben wird, geht es heute anders zu als seinerzeit am See Genezareth. Da sind Fangflotten unterwegs und nicht einzelne Fischerboote; da wird nicht mehr mit handgemachten und handgeflickten Netzen gearbeitet. Aber alltägliche Arbeit ist es auch heute für diejenigen, die in diesem Wirtschaftszweig tätig sind.

Ein Werktag am See Genezareth. Ein Tag, an dem es heißt, nach der Arbeit der Nacht – in diesem Fall auch noch nach der vergeblichen Arbeit der Nacht – am nächsten Morgen die Netze zu flicken und zu reinigen. Alltag eines Fischers: Hinausfahren, Netze auswerfen, den Fang einholen, an Land zurückkehren, den Fisch verkaufen, die Netze reinigen und flicken, ausruhen und wieder hinausfahren, Netze auswerfen und so weiter. Alltag mit einem beständigen Auf und Ab, je nachdem, ob der Ertrag der Arbeit die Familie ernähren kann oder eben nicht.

Ein Alltag voller Routine und Selbstverständlichkeit, ein Alltag mit wenig Unterbrechungen. Das tägliche Treiben und Tun, die Tage aufgefädelt wie Perlen an einer Kette. Es ist genug, dass jeder Tag seine eigene Plage hat, mag den Fischern durch den Kopf geben, wie sie da sitzen und ihre Netze flicken.

Dass Jesus in dieser Situation auftaucht, lässt nicht nur die Netze reißen, es reißt den Alltag auf, den Himmel auf, das Leben auf. Plötzlich wird etwas ganz Anderes möglich, der Tag bekommt eine neue Perspektive, er erhält eine neue Farbe. Das, was im Alltag undenkbar war, ist nun denkbar, was im Alltag unmöglich war, wird möglich, was bei den Menschen unmöglich ist, das ist möglich bei Gott.

Der Tag, an dem das geschieht, was der Evangelist Lukas berichtet, wird zum Tag des Herrn. Das Gesetz des Alltags wird durchbrochen. Wo einer wie Simon auf das zugeht, was im Trott des Alltags untergehen würde, und den besonderen Raum, die besondere Zeit erkennt und nutzt, öffnet sich das Leben für die ganz anderen Möglichkeiten Gottes. Wenn Menschen sich für solche Begegnungen öffnen, wird Sonntag: der Tag der Auferstehung Jesu, der erste Tag der Woche.

Woran hat Simon, den die Christenheit inzwischen nur noch Petrus nennt, denn erkannt, dass dieser Mann sein Leben verändern würde, woran hat er erkannt, dass der Tag, an dem ihm dieser Mann begegnet, zum Tag des Herrn wird? In der Abfolge der Berichte im Lukasevangelium war er Jesus nie zuvor begegnet. Doch irgendwie hatte er auf ihn gewartet; er hielt es immerhin für eine Möglichkeit, dass der Alltag unterbrochen werden könnte. Er hatte den Blick nicht dafür verloren, dass es Zeiten und Stunden geben kann und muss, in denen sich ganz anderes ereignet als im Einerlei und Gleicherlei des Alltags.

Deshalb kann er auf die unmögliche Aufforderung so reagieren, wie er es tut: „Auf dein Wort, Herr, will ich die Netze auswerfen.“ „Unsinnig, überflüssig, durchgeknallt!“ werden andere gedacht und gesagt haben. Wen der Alltag gefangen hält, für wen es keine Unterbrechungen des Alltags gibt, für den macht es keinen Sinn, nach dem Ausschau zu halten, was über das Naheliegende hinaus dem Leben Farbe, Ziel und Rettung schenken könnte.

Die ganze Tiefe dieses Tages im Leben des Simon Petrus erschöpft sich dabei allerdings nicht in der beglückenden Erfahrung des Wunders, in der Freude über berstende Netze und unerwartet frohe Nachrichten für seine Frau und die Kinder. Die Tiefe liegt auch im Erschrecken: Der Herr hat mein Leben durchkreuzt, er hat sich gezeigt,

hat mich gerufen, mir für mein Leben eine neue Richtung gegeben. Erschrecken löst das aus, weil er diesen Moment auch hätte verpassen können. Erschrecken, weil es nicht wie an so vielen anderen Tagen und in so vielen anderen Situationen unerheblich ist, wie man reagiert. Es kommt alles darauf an, ob man den Augenblick ergreift, die Herausforderung annimmt, der Begegnung standhält.

Erschrecken und Freude. Hätte Simon sich nicht ansprechen lassen, dann wäre es nicht passiert; hätte er sich nicht auf den Tag des Herrn eingelassen, dann wäre Gott nicht in sein Leben getreten. Das kann einem an jedem Tag widerfahren, so lehrt uns die Erzählung von den Fischern am See Genezareth. Aber es steckt eine tiefe Weisheit darin, dass uns ein bestimmter Tag in der Woche eigens für solche Begegnungen öffnet: für Erschrecken und Freude, dafür, dass Gott mein Leben durchkreuzt und ihm eine neue Richtung gibt. Wir brauchen Zeiten, in denen wir uns von Gott ansprechen lassen. Wir brauchen Orte, an denen wir innehalten und uns dem überraschenden Gott öffnen können. Der Sonntag ist eine solche Zeit. Begräbnisorte, gerade auch in ihrer Einheit mit Kirchengebäuden, können solche Orte sein.

III

Es ist paradox: Einerseits haben wir die regelmäßige Wochenarbeitszeit reduziert; doch zugleich ist die gemeinsame freie Zeit enorm geschrumpft. Die Erosion der verlässlichen gemeinsamen Freizeit und der Familienzeit ist weit fortgeschritten. Wir setzen uns als Kirchen dafür ein, dass die Möglichkeiten zu einem gemeinsamen Ruhen von der Arbeit, einer gesellschaftlich verbindlichen Auszeit, einer gemeinsamen Zeit für den Gottesdienst, für das Beisammensein mit der Familie, für die Begegnung mit Freunden, für freiwillige Engagements erhalten bleibt.

Und es ist genauso paradox: Einerseits pflegen wir das historische Gedächtnis, wo wir nur können. Andererseits haben die Orte, an denen die Endlichkeit des menschlichen Lebens in das Licht der Ewigkeit Gottes gerückt wird, es besonders schwer, die nötige Achtung zu finden. Wir machen den Abschied von Verstorbenen zum Event und verstreuen ihre Asche anschließend in alle vier Himmelsrichtungen. „Vom Winde verweht“ ist dann die Erinnerung wie die Asche. Abbrüche in die Bestattungskultur können leicht auch zu Abbrüchen in unserem Erinnerungsvermögen werden.

Dass der pflegliche Umgang mit dem Sonntag allein der grassierenden Gottlosigkeit Einhalt gebieten könnte, will ich nicht behaupten. Doch ganz bestimmt zwingt ein gemeinsamer freier Tag in der Woche niemandem einen christlichen Lebensstil oder christliche Maßstäbe auf. Weit über die Grenzen des Christentums hinaus ist es in der Weisheit der Religionen verankert, dass der Mensch in Rhythmen und Zyklen lebt, dass der Wechsel von Hast und Rast zu einem gesunden und zufriedenen Leben dazu gehört, dass es einen gottgegebenen Ablauf gibt von Zeiten und Stunden, in die der Mensch sich zu seinem eigenen Wohl fügen sollte.

Dass eine Pflege unserer Bestattungskultur allein den Respekt vor der Würde des Menschen garantieren könne, will ich ebenfalls nicht behaupten. Doch ganz bestimmt zwingt ein respektvoller Umgang mit den Toten wie mit den Orten ihrer letzten Ruhe niemandem eine christliche Bestattungskultur auf. Weit über die Grenzen des Christentums hinaus haben die Religionen erkannt, dass die Berufung des Menschen zu Gottes Ebenbild an der Grenze des Todes nicht Halt macht. Auch in einer religiös plural gewordenen Gesellschaft ist es gut, wenn das vielfältig in Erinnerung bleibt – auch in der Vielfalt historischer Begräbnisstätten.

Zudem soll aus christlicher Perspektive auf die eine wie auf die andere Weise die Tür einen Spalt breit offen bleiben für Begegnungen und für die Begegnung mit dem, der das Leben durchkreuzt und in die Nachdenklichkeit ruft. Manchmal schürt er auch das Erschrecken darüber, wohin ich mich gerade in meinem eigenen Leben bewege, wo ich eigentlich stehe vor meinem Gott. Vor ihn bringe ich dann meine Ratlosigkeit angesichts einer Bluttat – in Dresden oder anderswo. Ihn frage ich nach den Abgründen menschlicher Bosheit, die keiner erklären kann und die sich vielleicht doch auch in mir selbst finden, und bitte ihn um Vergebung. Ich bitte ihn dann, dass sich Menschen auf den Weg aufmachen, gegen allen Augenschein, um Menschenfischer zu werden und Gottes Güte unter die Leute zu bringen.

Dann erlebe ich die Fülle von Gnade und Wahrheit, wenn ich mich auf ihn einlasse, auf seinen Tag, auf besondere Orte der Begegnung mit Zeit und Ewigkeit, auf sein Wort. Er schenkt mir immer voll ein, bringt die Netze zum Reißen – er, der das Leben in Fülle verheißt und schenkt. Amen.